

WOLFGANG BEINERT

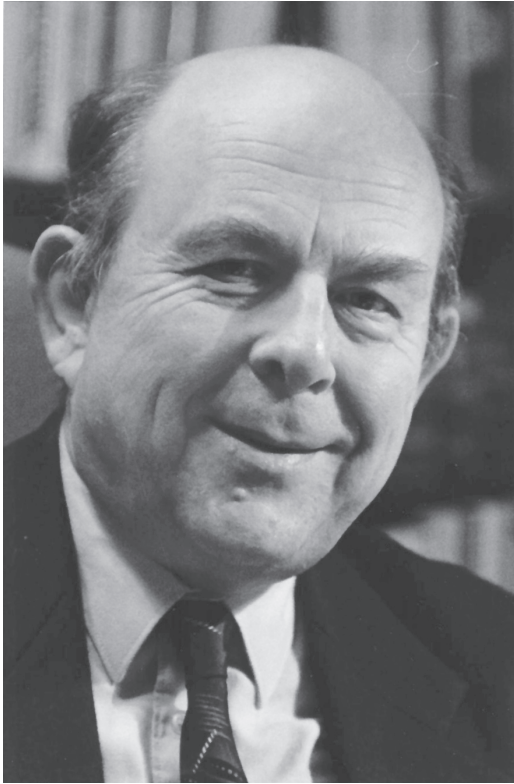


Dem Ursprung Zukunft geben

AUTOBIOGRAFISCHE
SKIZZEN

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Dem Ursprung Zukunft geben



Professor Dr. Wolfgang Beinert

WOLFGANG BEINERT

Dem Ursprung Zukunft geben

AUTOBIOGRAFISCHE
SKIZZEN

VERLAG FRIEDRICH PUSTET
REGENSBURG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Gutenbergstraße 8 | 93051 Regensburg
Tel. 0941/920220 | verlag@pustet.de

ISBN 978-3-7917-3360-9 eISBN(PDF) 978-3-7917-7453-4
Reihen-/Umschlaggestaltung: www.martinveicht.de
Umschlagbild: © Wolfgang Beinert
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2022

Inhalt

Vorab	11
„Dem Ursprung Zukunft geben“	11
Ein ganz gewöhnliches Leben	12
Ich danke	12

1. „Suste nischt ock heem“

Kindheit und Jugend in Breslau (1933–1945)	14
Warum ein soches Buch?	14
Wie alles anfang	16
Die Beinert-Kinder	17
Ehe die Schule begonnen hatte	19
Kein Hals-, immerhin ein Beinbruch	23
Welt-Läufigkeit	25
Schule im Krieg	27
KLV – Kinderversand	30
Erste kirchliche Sozialisation	35
Josef Engelbert	40
Verlust der Heimat	44
Gewinn aus dem Verlust	49

2. Reichsstädter

Zeit der Reifung (1945–1952)	56
Regers Ursprung: Brand/Opf.	56
Bücher	61
Brandner Bubenleben	65
Des Kriegs Ergebnis: Nürnberg 1946	69
Erkundungen	73
Der Normalkurs beginnt: Fürth i. Bayern	77
Wir waren brav – fast immer	78
Ein Kapitel voller Lehrer	82
Freunde	86

Wir sind durch Deutschland gefahren	91
Das schwierige Erwachsenwerden	96
Nachweislich reif	102
Drulrich	104
Die Marianische Kongregation	106
Zum Altare Gottes erster Schritt: Bamberg	108
Erzbischöfliches Klerikalseminar	109
Die Phil.-Theol.	115
Der Kaiserdom	117

3. Frate rosso

Studienzeit (1952–1963)	120
Ultra montes, non ultramontanus	120
Il Collegio	121
I Frati rossi	124
Regolato tutto	128
Ufficio Supremo di guardia	131
Gamberi cotti	134
Ambiguità	138
I Padri Superiori	143
Gli alunni	148
La Greg	152
Latinitatis vexatio	156
Sine ira, sed cum studio	158
Entia non multiplicanda: Iusiurandum antimodernisticum	161
Professorium	162
Roma e dintorni	169
Sistina	170
Turismo sacro	171
San Benedetto in Piscinula	172
Sette Chiese – La Mentorella	174
Gite laziali	175
Dante Alighieri	183
San Pastore	186
Interstitia	188
Examinibus feliciter superatis	191
Salzgitter	194

Oikumene	196
Praeparatoria	199
Introitus ad altare Dei	206
Assisi	210
Catholicitas (I)	218

4. „Gaudium et spes“

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965)	225
Die pianische Ära endet	225
Papa di passaggio	227
25. Januar 1959 und die Folgen	229
War die Kirche immer katholisch?	233
Römische Diözesansynode	236
Erste Sitzungsperiode	236
Concilium – Gemeinschaft des Gottesvolkes	242

5. Pastorale Anfänge

Kaplanszeit (1963–1966)	245
Ebrach	245
Klosterkirche	249
Mit der Herde auf die Weide – Versuche	251
In den Knast zur Herde	255
Ausblick: Akademische Lehre	263
Markt Schnaittach	265
Reisen gehört zur Pastoral	272
Der Bischof gehört auch dazu	280
Metropole Nürnberg (fast eine Rückkehr)	281
Nachkonzilszeit	285
Vorzeichen	292
Der Blick wird schärfer: Habilitation?	295
Dog*matiker	295
Joseph Ratzinger: Erste Begegnung	299

6. Rupert und Konsorten

Lehr-Fortschritt (1966–1972)	303
Tübingen	303
Über Armut in der Kirche	304
Weggefährtschaft mit Joseph Ratzinger	305
Kirche in der Monastik	307
Magister doctus docens	309
Studentenrevolution	312
Seelsorge am Neckar und Umgebung	315
Regensburg – post hoc refugium	319
Priesterseminar zum Dritten	323
Fröhlich bei Fröhlich	325
Lehren in Regensburg	328
„Theologie im Fernkurs“	331
Gastspiel Freiburg	336
Dr. theol. habil.	337

7. Im Ruhrpott

Wissenschaftlicher Rat und Professor (1972–1978)	342
Mit gebremster Begeisterung	342
Die Heimkehrer-Dankeskirche	345
Ruhr-Universität	347
Deutsch-polnischer Theologenkreis	350
Die Heimat ruft	359
Rom ruft auch	362
Freundschaften	364

8. Regensburger Dogmatiker

Lehrtätigkeit an der Donau (1978–1998)	369
Pentling	369
Kath.-Theol. Fakultät	374
Stiftungen: Ökumene – Spiritualität	381
Im Dienst an den Studierenden	384
Konfessorisch schreiben	400
Kirchenkrankheit	405

Kirchentherapie	411
Glaubensfestigung – Glaubenserneuerung	414
Schülerkreis in Castel Gandolfo	419
Verbindung mit der Ortskirche	424
Leitung der Priesterfortbildung	427
Ein erfülltes Leben endet in Frieden	435
Katholischer Fundamentalismus	441
Linke Hinterwand	444
Emeritus	447

9. Verlängerung

Jahre des Ruhestandes bis zum 80. Geburtstag (1998–2013)	452
Luthers Kollege	452
„Habemus Papam“	459
Zwischenspiel Universität Bamberg	460
Millenium	461
Zukunft	463
A. E. I. O. U.	469

10. Reisen

Durch alle Jahre pilgern	472
Auf dem Weg	472
Südtirol	475
Nordsee	478
Skandinavien	483
Vereinigte Staaten von Amerika	496
Neuseeland	497
Land der Zukunft: China	503
Reisegefährt*innen	523

11. Begegnungen

Ubi caritas et amor, Deus ibi est	526
Zoon politikon	526
Junge Engel	527

Der Glanz des schönen Gottes	531
Tarcisio Bertone	531
Päpste	534
Bischöfe	545
Ärzte	555
Die kleinen Leute	558

12. Der Glanz des Gewöhnlichen

Epilog	561
Ein Schwur	561
Tod wird Leben	564
Über die Verfassung der Kirche	567
Zum Grundgesetz der Kirche Jesu Christi	569

13. Perfidia altera?

Nachtrag (ab 2013)	575
Non finito	575
Finito?	576
Am toten Punkt	578
Das Angstsyndrom	581
„Humanae vitae“	583
Sexuelle Gewalt gegen Minderjährige	584
„So nicht bei euch“	591
Katholizität (II)	594
Wahrhaftigkeit	597
Empathie	600
Kriteriologie der Kritik	604
Der Rollator in der Kirche	610
„Tanzen heißt auferstehen“	615

Vorab

„DEM URSPRUNG ZUKUNFT GEBEN“ Es gab vor etwa 25 Jahren schon einmal ein Buch diesen Titels: die Festschrift zu meinem 65. Geburtstag, besorgt von Bertram Stubenrauch. Er hat, so meine ich, intuitiv erfasst, was mein Lebensmotiv und meine Lebenslinie ist. Im Nebel vergehender Erinnerung liegt, wann mir das erstmals klar geworden ist. Ganz existenzielle Bedeutung jedenfalls hat das Wort für mich seit Johannes XXIII.: Dem Ursprung Zukunft geben – das ist eine treffliche Übersetzung von *aggiornamento*. *Ursprung* gibt den oder das Ermöglichende und Ermächtigende an; es ist ein kausaler Begriff. Damit darf nicht verwechselt werden das Wort *Anfang*. Es signalisiert das Anheben einer Zeitspanne, die von der Vergangenheit durch die Gegenwart in das Kommende reicht: Anfang ist also vergänglich. Ursprung aber ist allem gleichzeitig, gerade weil er unzeitlich ist. Er ist wie die Quelle, die immer im Strom ist, so lang, so tief, so breit er ist. Und weil er das Konstitutivum ist, muss dem Denkenden seine transzendente Präsenz bewusst sein: Er muss dazu beitragen, dass die Quelle hier und heute und morgen und überall da ist im Fluss der Geschichte.

Für den Christen ist der Ursprung Gott, Gott aber ist die Liebe. Sie ist wie ein Licht oder wie ein Feuer, das alles Dunkle hell macht. „*Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu bringen – und was wollte ich lieber als dass es brenne*“ (Lk 12,49), habe ich mir daher als Primizspruch gewählt. Er hat mein priesterliches Tun bestimmt. Die Tragik der neuzeitlichen Kirche besteht darin, dass sie Ursprung und Anfang, das Begründende und das Begründete verwechselt hat. So wurde für sie der Maßstab des Kommenden das Alte, also das Vergangene. Doch ist es so: Wir haben zwar notwendig Kleider, sind aber kein Gewand. Damit wir agieren können, müssen wir sie ab und an wechseln, auch wenn sie lieb, vertraut, noch nicht ganz zerschissen sind. Was passiert, wenn das nicht geschieht, ist eine durchgehende Erfahrung, von welcher ich hier berichte.

EIN GANZ GEWÖHNLICHES LEBEN So sollte dieses Werk einmal heißen. Ich habe nie in der ersten Liga gespielt und im Geschichtsbuch nicht einmal eine Anmerkung geschafft. Wie so viele der Zeitgefährten. Aber vor Gott ist das Gewöhnliche das Ungewöhnliche: Jeder ist das Juwel eines göttlichen Gedankens – *Ebenbild*, sagt die Genesis. Das habe ich oft und oft erfahren, wenn ich meist beiläufig das eine oder andere erzählte, was mir widerfahren ist. „Das sollte man festhalten“, sagten meine Gesprächspartner dann gern, „das alles wissen wir ja gar nicht“. Ich habe mir das zu Herzen genommen. Vor Ihnen, verehrte Leserin, verehrter Leser, liegt das Resultat.

ICH DANKE Zuerst und vor allem, dass Sie dieses Volumen in die Hand nehmen und sogar darin lesen wollen. Die Gewöhnlichkeit meines Lebens fiel in eine alles andere als normale Zeit und wurde schon deswegen ungewöhnlich. Als ich den ersten Schrei tat, war das Jubelrufen anlässlich von Hitlers Machtübernahme gerade verebbt. Als ich anfang, die Schulbank zu drücken, lastete der Krieg auf der Welt, auch der meinen. Zu den Kriegsverlusten gehörte der Verlust der Heimat. Die Zeit des reifenden Wachsens fiel mit dem Aufschwung der Bundesrepublik Deutschland zusammen. Die Berufswahl führte in ein durch und durch klerikales Milieu: Nach der pianischen Friedhofsruhe in der katholischen Kirche folgte die Glanzzeit des Zweiten Vatikanischen Konzils und dann der Zusammenbruch eben dieses Milieus. Die geliebte Mutter Kirche weckte nun Gedanken, ihr den Rücken zu kehren. Weiß Gott, in meinem Leben war das Ungewöhnliche das Gewöhnliche.

Ein großes Dankeschön, des Weiteren, allen, die in irgendeiner Weise am Zustandekommen dieses Buches beteiligt gewesen sind: Wegbegleiter, Anreger, Freunde, die Familie – es waren und sind viele, viele sind auch schon vorangegangen in die Unendlichkeit. Ohne solche Mit-Menschen wäre das Leben nicht zu ertragen. Ich kann sie nicht aufzählen – es sind so großartig viele!

Zu den Geleitern zählt auch der Verlag Friedrich Pustet in Regensburg. Er hat zahlreiche Bücher sorgsam betreut, die ich geschrieben oder herausgegeben habe. Sein Gesicht für mich ist Dr. Rudolf Zwank, der für die Theologie verantwortliche Lektor. Wir haben uns früh kennengelernt über eine Dissertation, die von einem großen Theologen und einem noch größeren Thema handelte – die Liebe. Ihr ist vor allem anderen Raum, Lebendigkeit – Zukunft eben – zu schaffen, soweit es auf uns ankommt.

Der allererste, der allerletzte, der allergrößte Dank gilt also dem, von dem Dante schreibt, er sei

Amor che move il sole e l'altre stelle –

die Liebe, die die Sonne bewegt und die andren Sterne

(Div. Com. III,145).

Pentling, 4. März 2022

Wolfgang Beinert

Die Erstfassung enthält Erinnerungen und Reflexionen bis ins Jahr 2013, dem Jahr des 80. Geburtstages, und wurde 2014 abgeschlossen. Im Jahr 2021 erfolgte eine genaue Durchsicht und Aktualisierung sowie eine Ergänzung der Ereignisse. Sie wurde mit dem Jahr 2021 abgeschlossen. In der Vorbereitung der Drucklegung sind noch Ereignisse bis Ende Februar 2022 erwähnt.

1. „Suste nischt ock heem“

Kindheit und Jugend in Breslau (1933–1945)

WARUM EIN SOLCHES BUCH? Die Binse hat im Gegensatz zu vielen anderen Grasarten keine Knoten. Eine Binsenwahrheit ist demnach eine „glatte Sache“, eine Tatsachenfeststellung ohne Schwierigkeiten. „Knoten an der Binse suchen“, also Sachen aufblähen und problematisieren, die nichts Außerordentliches an sich haben, war schon in den Komödien des Plautus eine lächerliche Angelegenheit.¹ Fällt auch dieses Buch unter das Verdikt? Der Verfasser ist kein „Promi“; er hat kein außerordentliches Schicksal bewältigen müssen; er hat keine spektakulären Abenteuer bestanden; er hat kein weltbewegendes Werk vorzuweisen. Er hat entsprechend den vorgegebenen und genutzten Lebensumständen redlich versucht, die geschenkten Jahre fruchtbar werden zu lassen, soweit und wie immer es anging. Es gab keine außerordentlichen Knoten, und hier soll keineswegs versucht werden, sie doch noch zu finden. Ein ganz gewöhnliches Leben soll erzählt werden. Da stock ich schon. Gibt es das, bei Licht besehen, überhaupt? Wenn die Bibel recht hat und jeder Mensch ein Gleichbild Gottes ist (Gen 1,27) und wenn alle Menschen gleichwohl untereinander verschieden sind, dann ist jeder Einzelne in einmaliger und unwiederholbarer Weise eine sehr endliche, aber doch auch sehr konkrete Verwirklichung der Unendlichkeit Gottes. Dann aber ist jedes Leben kostbar, von Köstlichkeit erfüllt jegliches Geschick, auch wenn man das

¹ L. Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten Bd.1, Freiburg – Basel – Wien 2009, 199.

manchmal ob des vielen Leids, das einer tragen muss, nicht wahrzunehmen in der Lage ist. Dann kann, dann darf, ja dann soll es auch nachgezeichnet und überliefert werden. In der Perspektive der Bibel ist gerade das gewöhnliche das absolut ungewöhnliche Leben: Das Ordentliche des Lebens ist seine Außerordentlichkeit. Davon darf, soll einer reden.

Noch ein weiterer Grund berechtigt dazu. Niemand ist eine Insel, niemand lebt auf einem einsamen Planeten. Wir alle sind eingebunden in eine überindividuelle Geschichte, die uns prägt, die wir selber prägen, sei es auch scheinbar nur wenig ein- und nachdrücklich. Ihre einzelnen Momente bekommen dadurch einen eigenen Wert und eine eigene Effizienz. Diese mögen sich ins Gedächtnis der Zeitzeugen einformen, für die Nachgeborenen bleiben sie verborgen, wenn nicht eben diese Zeugen Zeugnis geben vom Geschehenen in allen seinen Gründen und Abgründen. Anders kann es allenfalls trockene Chronologien geben, doch keine wirkliche Kenntnis des Geschehenen. So aber kann auch die Nach-Zeit lichter und in ihren Lasten und Chancen genauer erschaut werden.

Der Zeitspanne dieser hier anhebenden Lebensbeschreibung ist zweifelsohne eine besondere Dramatik und eine nachhaltige Wirkungsgeschichte eingeschrieben. Sie reicht politisch vom Beginn der Naziherrschaft in Deutschland über die Schrecken des Zweiten Weltkriegs im 20. Jahrhundert bis zur wachsenden Einigung der Völker Europas und der umfassenden Globalisierung zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Kirchlich (aus römisch-katholischer Sicht) ist es die ausgehende Ära der Pius-Päpste, der Meilenstein des Zweiten Vatikanischen Konzils und sind es die Wirren der folgenden fünfzig Jahre, die mit dem Beginn des Pontifikats von Papst Franziskus wenn nicht ihren Abschluss, so gewiss eine tiefe Zäsur erfahren haben. Die Grundmelodie dieser Epoche ist die Ökumene, die Leidenschaft vieler, nicht aller Christenleute für die endliche Einheit einer Christenheit, die wenigstens nach außen hin in der nämlichen Zeit in eine erhebliche, viele Lebensäußerungen beeinträchtigende und weit reichende Krise geraten ist. Auf vielfache Weise ist das hier zu schildernde Leben und Streben mit diesen Ereignissen verflochten, nicht so sehr durch ein Agieren auf der Vorderbühne, aber doch auch nicht immer nur ganz hinter den Kulissen oder gar lediglich im Zuschauerraum. Davon zu vernehmen, mag Interesse wecken.

Schlussendlich darf noch eine weitere Motivation geltend gemacht werden, die zu den folgenden Seiten geführt hat. Kommt man ins Erzählen von den *tempi passati* – und solches zählt zu den Misslichkeiten des Alters (dieses Mal zu Lasten der Jüngeren) – stellt man, anfangs mit einigem Erstau-

nen, fest, dass zahlreiche Ereignisse der eigenen Erlebniszeit unbekannt geworden sind, darunter durchaus auch solche, welche in der einen oder anderen Weise geschichtsprägende Kraft hatten. Ich nenne aus dem kirchlichen Bereich das Zweite Vatikanische Konzil. Mir scheint, dass es belangvoll ist, als einer der letzten Zeit-Genossen solcher Geschehnisse gleichsam im letzten Moment Kunde davon zu geben. Wenigstens *eine* Folge kann das haben: Erhellende Schlaglichter heben sie ins gebührende Licht.

Zu den unbestreitbaren Binsenwahrheiten gehört die Erkenntnis, die der Pharaon Amasis in Schillers „Ring des Polykrates“ vor dem schier unbegrenzten Glück seines Gastgebers äußert: „*Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil*“. Aber auch Binsenwahrheiten sind *Wahrheiten*, wie selbstverständliche auch immer. Der Wermutstropfen im Becher der Freude kann unterschiedlicher Herkunft sein. Er kann in einer geistigen oder körperlichen Beeinträchtigung bestehen, in einem von außen jemandem zukommenden Bösen, aber auch im Verpassen oder einfach im ungerührten Vorübergehen der Gelegenheiten. Ich möchte gerade hier in diesem letzteren ein vergällendes Moment sehen. Symbolisch ist es mir klar geworden im Blick auf mein Geburtsdatum. Ich bin zur Welt gekommen am 4. März 1933 am frühen Morgen um Dreivierteldrei. Einen Tag früher, so dachte ich schon als Kind, und jeder hätte sich mein Wiegenfest merken können. Knapp vorbei ist jedoch auch daneben, weiß der Volksmund.

WIE ALLES ANFING Doch solcherlei ein wenig resignierte Überlegungen waren an jenem heraufdämmernden Vorfrühlingstag weit von allen denen entfernt, die sich erst einmal freuten, dass neues Leben mitten unter ihnen entstanden war. Das waren selbstredend in erster Linie meine Eltern. Vater Josef stand mit fast fünfundvierzig Jahren für damalige Verhältnisse eigentlich schon in einem fortgeschrittenen Alter. Er war am 15. November 1888 zu Guhrau (heute: Góra), einem kleinen Ort von damals knapp 5000 Einwohnern im nördlichen Schlesien, als lediges Kind geboren worden. Seine Mutter Berta Beinert ehelichte Jahre später Albert Foltys, einen Arbeiter an der 1889 gegründeten örtlichen Zuckerfabrik, mit dem sie noch sechs weitere Kinder hatte. Nach dem Abschluss der Grundschule lernte Josef zunächst das Druckerhandwerk, seinerzeit das bestbezahlte Handwerk. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 wurde er zur Artillerie eingezogen und kam an die Frankreichfront. Er hatte in der Nähe von Verdun Quartier bei einer Dame. Später erinnerte er sich ihrer öfters. Als

ich 1960 eine Reise ins westliche Nachbarland unternahm, bat er mich, sie aufzusuchen. Ich schlug mich in den Ort durch, musste aber dort hören, dass sie zwei Wochen zuvor das Zeitliche gesegnet hatte. Mein Vater wechselte 1918, nach dem Kriegsende, den Beruf und schlug die Laufbahn eines Zollbeamten ein. In diesem Metier war man genötigt, öfters die Dienststelle zu wechseln. So verschlug es ihn Anfang der Dreißigerjahre nach Reichenbach im Eulengebirge (jetzt: Dzierżonów), einem reizvollen kleinen Städtchen (seinerzeit etwa 15000 Einwohner), das als Leinweber- und Tuchmacherzentrum um 1230 von Siedlern aus dem Vogtland gegründet worden war. Ganz nahe in der Nachbarschaft liegen die Dörfer Langenbielau und Peterswaldau, Industrieorte, die durch Gerhart Hauptmanns Drama „Die Weber (De Waber)“ einen festen Platz in der deutschen Literatur bekommen haben. 1844 hatte sich dort jener Aufstand der bitterarmen Leinweber ereignet, den das Stück lebendig schildert.

In Reichenbach lernte Josef Beinert eine junge, sehr schöne und anziehende Lehrerstochter mit Namen Veronika Heinisch kennen und bald innig lieben. Damals arbeitete sie als technische Zeichnerin im Gaswerk der Heimatstadt. Sie war am 14. Oktober 1910 als viertes von sechs Kindern dem „Chor- und Konrektor“ Maximilian Heinisch und seiner Ehegattin Maria, geb. Unverricht, geschenkt worden. Der inzwischen zum Zollobersekreter beförderte Beamte ehelichte sie am 31. März 1931. Sein Salär betrug gerade einmal um die 300 Reichsmark. Das reichte in jenen Jahren durchaus zur Familiengründung. Das Datum der Hochzeit hat übrigens eine doppelte Bedeutung bekommen. Zur feierlichen Trauung in der spätgotischen katholischen Stadtpfarrkirche St. Georg zu Reichenbach schlug der Brautvater die Orgel: Es war seine letzte Amtshandlung. Aufgrund der Brüning'schen „Notverordnungen“ von 1930 wurde er mit dem 1. April in den vorzeitigen Ruhestand versetzt.

Fast drei Jahrzehnte später war ich in Rom auf der Suche nach einer geeigneten Primizkirche. Meine Wahl fiel auf die Basilika Santa Balbina im Schatten der Caracalla-Thermen. Das hatte verschiedene Gründe, von denen an gegebener Stelle berichtet werden wird. Als ich meinen Eltern dies mitteilte, antworteten sie postwendend: Balbina ist die Heilige unseres Hochzeitstages! Ihr Fest ist am 31. März!

DIE BEINERT-KINDER Im Rahmen der von Berufs wegen üblichen Versetzungen kam mein Vater 1932 ans Oberfinanzpräsidium nach Breslau, in die schlesische Hauptstadt. Das junge Ehepaar nahm Wohnung in

der Hedwigstraße im Norden, nicht weit weg von der historischen Dominsel und der Altstadt. Ganz in der Nähe verläuft der Lehmdamm. Dort besaßen die Eltern von Edith Stein eine Holzhandlung. Es liegt im Bereich des Möglichen, dass die spätere Philosophin, Blutzeugin und Heilige auch einmal unseren Weg kreuzte, wenn mich meine Mutter mit dem Kinderwagen durch die Straßen fuhr. Allerdings verließ sie noch im meinem Geburtsjahr ihre Heimatstadt. Viele Chancen hatte ich wohl nicht. Ich ehre und verehere sie auf jeden Fall bis heute.

Das Ziel der mütterlichen Spaziergänge war oft der Waschteich, ein ehemaliger Oderarm, der inzwischen Schwänen und Enten willkommenen Lebensraum gab. In meiner Erinnerung war er ein mächtiger See. Als ich ihn dreißig Jahre nach der Vertreibung wiedersah, hatte er die Größe eines winzigen Teiches. Doch nicht der Waschteich war kleiner, nur meine Perspektive größer geworden. Immerhin verdient es Beachtung, dass ich an dem Gewässer mein erstes eigenes Geld verdient habe. In Breslau waren damals, in der Nazizeit, an allen strategischen Punkten öffentliche Lautsprecher installiert, aus denen die Partei- und Regierungsgrößen die Passanten mit ihren Reden beschallten. Auf einer Waschteichbank deklamierte ich die oft gehörten, wenngleich nie verstandenen Parolen mit aller verfügblichen Kraft. Ein alter Rentner, der auch auf der Bank rastete, belohnte das mit ein paar Reichspfennigen, die er dem stolzen Lockenkopf feierlich überreichte. Vielleicht wollte er auch nur seine Ruhe. Ich jedenfalls sah mich reichlich belohnt. Doch wir eilen dem Lauf der Dinge behände voraus.

Als die Schwangerschaft so weit gediehen war, brachte mein Vater seine Frau (und mich) ins nahe St. Josefskrankenhaus, gelegen gleich am Ufer der träge dahin strömenden Oder, unweit des Domes. Es gehörte den in Schlesien weit verbreiteten „Grauen Schwestern“, die eigentlich Elisabethinerinnen hießen. Ihr Mutterhaus befand sich unmittelbar daneben. Es steht noch immer, während das Spital 1945 den Zerstörungen im Gefolge der Eroberung Breslaus durch die Russen zum Opfer fiel. Man hat es nicht wiederaufgebaut. Bei meinem letzten Besuch kurz nach 2000 befand sich eine große Baubrache an seiner Stelle.

Wenige Tage nach der glücklichen Ankunft in dieser Welt empfing ich als Unterpfand der kommenden das Sakrament der Taufe in der kleinen Kirche St. Petrus Canisius. Sie gehörte als Filiale zur Kreuzkirche auf der Dominsel und war erst 1926 zwischen Fürsten- und Kaiserstraße als Behelfsgotteshaus für die rasant wachsende Gemeinde errichtet worden. Bald wurde sie wieder zu klein. Man löste das Raumproblem auf originelle Weise: Hinter dem Altar baute man einfach noch einmal einen gleich

großen Gemeinderaum. So stand mit einem Mal der Altar mitten in der Kirche. Die eine Hälfte der Gottesdienstbesucher kam auf diesem Weg schon lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil in den Genuss einer Messe *versus populum*.

Aus der Ehe meiner Eltern entstammen insgesamt drei Kinder. Wir haben alle in jenem Krankenhaus, dazu im gleichen Zimmer und im gleichen Bett unsere ersten Tage verbracht. In allen drei Fällen waren sie alles andere als friedlich. Die „Machtübernahme“ durch Hitler war erst rund fünf Wochen vor meiner Geburt erfolgt: In Breslau gab es auch jetzt noch Schießereien zwischen hartnäckigen Kommunisten und siegessicheren Nazis; sie ereigneten sich auf der anderen Seite des Flusses, genau dem Krankenhaus gegenüber. 1935 trat meine Schwester Maria Elisabeth ins Leben – für drei Wochen: Bereits auf der Station merkte man, dass sie sich wieder und wieder im Gesicht kratzte. Die Schwestern fixierten die kleinen Hände. Meine Großmutter aus Reichenbach stand ihrer Tochter bei, als sie wieder entlassen worden war, übersah es aber einmal, die Händchen festzubinden. Die Folge war eine Sepsis, an der das kleine Mädchen starb. Vorher hatte sie noch die Mutter angesteckt, die nun ebenfalls, gesundheitlich ohnedies von Jugend an beeinträchtigt, eine schwere Blutvergiftung durchstehen musste. Der Arzt verbot vorerst weitere Schwangerschaften. Ich habe mich stets zu dieser Schwester hingezogen gefühlt, von der man mit Sicherheit das ewige Glück annehmen darf. Solange es möglich war, ist die ganze Familie häufig zum kleinen Kindergrab gegangen, das auf dem Oswitzer Friedhof im Norden Breslaus ganz nahe einem gewaltigen Baum lag. Wegen der medizinischen Indikation vergingen fünf Jahre, ehe mein Bruder Joachim den ersten Schrei tun konnte. Das Jahr 1940 war angebrochen, das zweite Kriegsjahr. Mehrmals zwangen die Sirenen die Patienten in den Luftschutzkeller. In der Geburtsstation wurden die Säuglinge, je einer, einer Schwester anvertraut. Nach der Entwarnung wurden die Kleinen ihren Müttern wieder übergeben. Doch eines Nachts war dem nicht so. In allen Zimmern waren Mutter und Kind schon lange vereint. Nur das kleine Beinert-Bübchen blieb verschollen. Eine intensive Suche nach dem fehlenden Baby begann. Endlich fand man es in einem abgelegenen Kellerraum – friedlich schlafend in den Armen einer betagten Nonne. Sie ruhte gleichfalls selig in Morpheus Armen.

EHE DIE SCHULE BEGONNEN HATTE Infolge meiner Ankunft erwies sich die Wohnung in der Hedwigstraße als zu eng. Ein neues Do-

mizil wurde nahebei in einem Neubau auf der Kospothstraße 48² gefunden. In diesem Achtparteienhaus wohnten wir in einer Dreizimmerwohnung ganz oben rechts im dritten Stockwerk. Sie bildete die Basis meiner ersten zwölf Lebensjahre. Es waren alles in allem glückliche, allerdings keine unbeschwerten Jahre. Das Glück wurde mir in Gestalt der Liebe und Sorge der Eltern reichlich zuteil. Vor allem zum Vater entwickelte sich eine sehr tiefe und lebendige Beziehung. Er war von seiner Ausbildung her ein einfacher Mann, von seiner Lebenserfahrung und Aufgeschlossenheit ein außerordentlich weiser und nachdenklicher Mensch. Den Jahren nach war er zufolge damaliger Ansicht bereits ein Greis – doch als solchen haben wir Kinder ihn niemals empfunden. Nach seinem Tod sagte mir ein Freund ganz treffend: „Dein Vater war eigentlich immer ein junger Mann, der uns manchmal besser verstanden hat als unsere Altersgenossen“.

So gab es auch in der Pubertät, der Zeit, da bekanntlich die Eltern beginnen, schwierig zu werden, keine sonderlichen Ablösungsprobleme. Ich weiß nicht, ob es Absicht oder Zufall war: Zu den festen Familienbräuchen gehörte am Sonntag ein ausgedehnter, oft den ganzen Tag dauernder Spaziergang. Inzwischen war die Familie, wie weiter unten berichtet werden wird, in Nürnberg gelandet. Ich befand mich mitten in der Reifung, mein Bruder stand nicht weit davon entfernt. Mit der Straßenbahn fuhren wir bis an eine Endhaltestelle und wanderten dann bis zu einer anderen, um von dort wieder heimzufahren. Gern wählte der Vater schmale Pfade, die uns zwangen, hintereinander, im Gänsemarsch zu laufen. Scheinbar vom Ungefähr ins Ungefähr konnten wir da unsere kleinen und großen Sorgen und Probleme so vor uns hin sprechen. Man brauchte sich nicht anzusehen. Und auch der Vater oder die Mutter verloren (scheinbar ganz wörtlich genommen) ihre Worte zur Sache und trugen auf diesem Wege (auch das im eigentlichen Sinn), mit, was uns gerade drückte.

Sehr früh wurde dem Vater auch bewusst, dass sein Ältester einige Begabung und eine große Wissensbegierde besaß. Er hat sie nach Kräften gefördert. Aus dem schmalen Budget wurde noch im Krieg für den gerade einmal Zehnjährigen der beträchtliche Betrag für die neueste Edition des „Großen Brockhaus“ mit zehn Bänden abgezweigt. Eine treffliche Investition: Ich machte mich wieder und wieder über die dicken Volumina her,

² Friedrich August Karl Freiherr von Kospoth (1767–1832) war ein bedeutender Oberbürgermeister im Breslau der antinapoleonischen Freiheitskriege, die bekanntlich von der Stadt ausgingen.

nahm sie auch in die Einsamkeit des kleinsten Raumes der Wohnung mit zum Schmökern. Bis der Protest der Familie die Lektüre beendete, im besten Fall nur unterbrach. Jedenfalls erwarb ich fast spielend ein ziemlich großes und breites allgemeines Wissen. Es hat sich schnell als höchst förderlich und nutzbringend herausgestellt.

Trotz des enormen Altersunterschiedes von über zwanzig Jahren verstanden sich Vater und Mutter aufs Beste. Selbstverständlich hatten sie gelegentlich Meinungsverschiedenheiten. Ich erinnere mich jedoch nicht, dass sie je einen wirklich tiefen und dauernden Streit miteinander gehabt haben. Differenzen wurden jedenfalls immer bereinigt, ehe die Sonne unterging. Die eigentliche Bewährungsprobe kam für Ehe wie Familie 1943, als mein Vater zunächst nach Graz, dann nach Krainburg (Kranj) versetzt wurde, unweit von Laibach (Ljubljana), der heutigen Hauptstadt von Slowenien. Dort verlief damals die Grenze des Deutschen Reiches und dementsprechend wurde ein Hauptzollamt eingerichtet. Durch diese Maßnahme wurde die Familie nicht bloß getrennt, sie wurde lebensgefährlich bedroht. Die jugoslawischen Partisanen unter Tito kämpften aus dem Untergrund gegen die deutsche Besatzungsmacht, den militärischen wie den zivilen Teil – mit erheblichem Erfolg. Als mein Vater seinen Dienst antrat, wurde gerade ein Friedhof für die deutschen Opfer des Guerillakampfes angelegt und der erste Zivilist bestattet. Eines Nachts wurde der Besitzer des Hauses, in welchem er logierte, von den Freischärlern erschossen. Man kann mit Sicherheit sagen: Die Kugel war eigentlich für meinen Vater bestimmt. Als er Krainburg Ende 1944 verließ, um wieder nach Graz zu wechseln, waren über zweihundert Deutsche unter die Erde gebracht worden. Meine Mutter musste täglich damit rechnen, dass ihr die für sie einzig und absolut schreckliche Todesnachricht überbracht würde. Unter dieser Belastung hatte sie in den zunehmend schwierigeren Kriegsjahren – man denke nur an die stete Gefahr der Luftangriffe, die zeitweise jede Nacht die Menschen in den Luftschutzkeller zwangen – die Erziehung der Kinder zu verantworten. Bei mir stand 1943 der Übertritt in eine höhere Schule an – aber welche war die richtige? Umsichtig und unaufgeregt hat die Mutter die Herausforderungen angenommen und zum Wohl der Kinder bewältigt. Auch wenn es ihr nicht allzu leichtfiel, ihre Gefühle zu zeigen: Wir wussten uns immer in besorgter Geborgenheit bei ihr.

Die Geburt meines Bruders war ein bedeutender Höhepunkt des Familienlebens. Wie berichtet, war nach dem tragischen Tod der Schwester eine neuerliche Schwangerschaft nicht indiziert. Erst 1940 wagten es die

Eltern, einem weiteren Kind das Leben zu schenken. Ins Gedächtnis geschrieben hat sich mir eine Episode: Ich durfte Mutter helfen, den Kleinen zu baden. In der Küche stand die obligatorische Zinkbadewanne mit warmem Wasser. Dort hoben wir den Säugling hinein. Er quietschte vor Wohlbehagen. Der beträchtliche Altersunterschied – über sieben Jahre – hat es lange schwer gemacht, dass die Brüder zueinander fanden. Für den Zehnjährigen war es in etwa unter Wert und Würde, sich mit einem werdenden Dreikäsehoch abzugeben, vor allem sich mit ihm vor den Freunden sehen zu lassen. Als er endlich „satisfaktionsfähig“ wurde, führte mich der Lebensweg aus der gemeinsamen Wohnung. Eigentlich waren wir seitdem immer nur sporadisch, selten und kurz beieinander.

Natürlich hatte ich eine Menge Freundinnen und Freunde in der eigenen Alterskohorte. Sie sind fast alle aus dem Gedächtnis geschwunden. Flucht und Vertreibung haben uns auseinanderdividiert. Nach dem Krieg habe ich eigentlich nur mit drei Freunden aus der Breslauer Zeit wieder Kontakt bekommen. *Winfried Menzel* hatte es nach Nordenham verschlagen. Bis zu uns nach Bayern war das nicht nur ein weiter, sondern in jenen Jahren ein auch aus politischen Gründen unpassierbarer Weg – quer durch die Besatzungszonen. Wir haben uns nicht mehr gesehen, doch anfangs ganz fleißig, später ab und zu miteinander korrespondiert. *Manfred Kliem* lebte in Niederbayern, und wir hatten in Nürnberg gelegentlichen Kontakt. Er ging zur damaligen Deutschen Bundesbahn. Seine Spuren haben sich verloren. Anders stand es mit *Emanuel Pischel*, dem dritten aus jener Gruppe. Er war ein Jahr älter als ich und die nahe beieinander gelegenen Wohnungen unserer Eltern brachten es mit sich, dass wir oft sonntags nach dem Kindergottesdienst gemeinsam heimwärts marschierten. Eines Tages im tiefsten Winter (es war 1942 oder 1943), die Schneehaufen säumten kinderhoch die Ränder des Bürgersteigs, fing er an mit mir zu raufen. Älter, höher gewachsen, sehr kräftig und deswegen überlegen, warf er mich in einen der weißen Hügel. Ich hatte zum ersten Mal einen nagelneuen Mantel an, der nach Jahren vergeblichen Wartens endlich durch einen Bezugsschein staatlich genehmigt worden war. Der wurde natürlich schneenass. Kaum hatte ich die Wohnung betreten, sah mein Vater die Bescherung. Er geriet – ungewöhnlich für ihn – in erhebliche Rage und setzte diese in ebenso dimensionierte Prügel um. Das tat sehr weh, vor allem seelisch. Ich konnte ja nichts dafür, dass Mani stärker war und angefangen hatte. Unrecht zu erleiden, lernte ich, zählt zu den grausamsten Dingen, die einem widerfahren können. Die Freundschaft mit ihm ist trotzdem nie zerbrochen. Am 22. Dezember 2020, kurz vor

dem Weihnachtsfest, ist er in Osnabrück verstorben. Er avancierte zum Direktor der Commerzbank und engagierte sich, zeitlebens ehe- und kinderlos, mit aller Kraft für die marginalisierten Menschen in der Dritten Welt. Vor allem beschaffte er ihnen Medikamente. Zahlreiche Staaten haben ihn hoch dekoriert, darunter auch die Bundesrepublik Deutschland mit dem Großen Verdienstkreuz.

KEIN HALS-, IMMERHIN EIN BEINBRUCH Noch eine schlimme Folge kindlichen Spielens musste ich in jenen frühen Jahren erdulden. Ich weiß noch genau: Es war der 16. Oktober 1939, das Fest der schlesischen Landespatronin Hedwig. Vor den Häusern unseres Teils der Kospothstraße befand sich ein Rasenstück, das von Büschen begrenzt wurde, die ihrerseits von einer kleinen steinernen Umfassungsmauer in Schach gehalten wurden. Darauf konnten die Kinder sich bequem setzen. Eine ganze Menge war es an jenem sonnigen Herbsttag. Als wir uns zu langweilen begannen, machte eine Spielkameradin den Vorschlag, wir sollten versuchen, auf ein Seil zu treten, das sie wegzuziehen sich bemühen wollte. Wir standen alle auf, um das Spiel zu beginnen. Sobald ich auf den Füßen stand und den ersten Schritt laufen wollte, wurden mir diese von einer unerklärlichen Macht weggezogen. Ich stürzte zu Boden und hörte dabei deutlich ein scharfes Knacken im Unterschenkel. Für zehn Wochen war das der letzte Schritt. Ich musste in die Wohnung getragen werden. Der flugs herbeigerufene Arzt diagnostizierte: Spiralförmiger Bruch am rechten Unterschenkel unmittelbar oberhalb des Knöchels beginnend, einen Millimeter vor dem Kniegelenk endend. Ein ganz klein wenig weiter nach oben oder unten – ich hätte lebenslang eine schwere Gehbehinderung ertragen müssen. Doch nun lange Wochen bei sonst blühender Gesundheit still liegen zu sollen, war erst einmal genügend Beeinträchtigung. Erfreulicherweise fand sich ein Klassenkamerad bereit, täglich den Kranken zu besuchen und ihn in Lern- und Studierkontakt mit der Schule, von der später zu erzählen ist, zu halten. Ich war im ersten Schuljahr und hatte mich durch das Alphabet und das Kleine Einmaleins zu quälen, dazu schreiben noch zu lernen. Selbstlos unterstützte er mich dabei, ebenso wie natürlich auch meine Eltern solches taten.

Am Dreikönigsfest des Folgejahres 1940 war ich im Großen und Ganzen wiederhergestellt. Es hatte des Nachts frisch geschneit. Jetzt schien die Sonne. Was ließ sich Besseres tun als zum Schlittenfahren zu gehen? Gleich nach dem Gottesdienst zogen Vater und ich zu den sanft abfallen-

den Oderdämmen. Niemand sonst, sahen wir, angekommen am „Abfahrtschlag“, war zu so früher Stunde winterliche Freuden zu genießen bereit. Das heißt, fast niemand. Ein halbwüchsiges Mädchen und ihr kleiner Bruder waren eben mit ihrem Schlitten hinunter zum Strom gefahren und kamen nun bergauf wieder zur Abfahrtsstelle. Mein Vater und ich gaben Laut und machten Zeichen, dass ich nun gleich mit dem Schlitten kommen würde. Das Mädchen signalisierte „Verstanden“ – und so stieß mich der Vater ab. Irgendwie gerieten die Kinder aber in Panik. Erstarrt blieben sie stehen. Mein Gefährt fuhr stracks über die Zugseil des anderen Schlittens. Dieser knallte gegen das gleiche rechte Bein, das vorgeschädigt war. Ich schrie vor Schmerz – und fand mich wieder unfähig aufzustehen. Gottlob war es keine neue Fraktur, „nur“ angebrochen war der Knochen. Das Ergebnis war aber desgleichen wochenlang Hausarrest. Am Ende fehlte mir mehr als ein Vierteljahr Unterricht. Aufmerksame Leute haben das wohl immer einmal gemerkt.

Nach heutigen Maßstäben verlief die Kindheit kärglich. Im Gegensatz zu meinem Bruder litt ich immerhin in den ersten Lebensjahren keinen Hunger und ich wusste auch, wie eine Banane aussieht und schmeckt – aber ich musste mir die Erinnerung daran lange Zeit lebendig erhalten: In der Realität gab es in der Kriegszeit kaum etwas, das Kindern Freude macht, die vielen süßen Naschereien beispielshalber. Statt an Schokolade und Bonbons labten wir uns an einer Portion rohen Sauerkrauts. An der Ecke nächst unserem Haus gab es ein Lebensmittelgeschäft, das in den sechziger Jahren den Namen Tante-Emma-Laden bekommen hätte. Die Tante Emma von damals hieß Herr Warkus und war zu uns Kindern wie ein guter Onkel. Er stellte das Kraut selber her. Aus einem unergründlich großen Holzfass holte er eine reichliche bemessene Portion herauf und platzierte sie auf einem Bogen Pergamentpapier. Es war von nie wieder geschmeckter Köstlichkeit. Und kostete fünf Pfennige, auch einem schmalen Taschengeld-Beutel erschwinglich.

Man war damals sehr häuslich. Ich habe mich einmal mit meinem Bruder unterhalten, welche Reisen wir und welche seine Kinder, damals acht und zehn Jahre, gemacht haben. Diese waren schon in sechs oder sieben Ländern gewesen, wir verbrachten im gleichen Alter die Ferien allenfalls bei den Großeltern in Guhrau oder Reichenbach, gelegentlich auch in Lähn nahe Hirschberg unweit des Riesengebirges. In Arnsberg, einem bäuerlich geprägten Ortsteil des anmutig am Bober unterhalb der romantischen Ruine der Lähnhausburg hingebreiteten Städtchens, hatte eine Schwester der Mutter, die Tante Mia, die ländliche Version des

Ladens von Herrn Warkus, mit höherem Recht des Tante-Emma-Titels würdig. Ihr Vater, unser Opa Heinisch, hatte das Geschäft zusammen mit dem Haus gekauft, um der Tochter einen Lebensunterhalt zu schaffen. Sie war ein typisches weibliches Opfer des Ersten Weltkriegs. Ihr Verlobter fiel; sie hatte ihn so lieb, dass sie auch dem Toten lebenslange Treue halten wollte.

Bei Tante Mia waren wir immer willkommen. Im Haus gab es hinreichend Platz für unsere ganze Familie, die Buben aus dem anschließenden Bauernhof waren willkommene Spielkameraden – und der Höhepunkt des Tages war der Morgen: Da brachte die Tante ans Kinderbett frisch gemolkene Vollmilch vom benachbarten Gutshof, die viele andere exquisite Genüsse leicht aufwog. Und wehe, sie kam nicht zur rechten Zeit. Gellend ging der Schrei durchs Haus: „Tante Mia, wo bleibt die Vollmilch!“ In den Kriegsjahren fuhren wir häufiger nach Lähn. Das hatte auch einen praktischen Grund. Alle Nahrungsmittel waren streng und eng rationiert. Man bekam monatlich eine Lebensmittelkarte mit vielen Abschnitten, jeder halb so groß wie eine normale Briefmarke. Da war vermerkt, dass man für diesen Coupon 250 Gramm Butter, für jenen ein Pfund Mehl erstehen könne. Um die Ware zu bekommen, hatten die Kunden neben dem Geld auch so ein Schnipsel zu geben. Die Geschäftsleute mussten sie sammeln und mühsam ordnend auf große Bögen aufkleben. Für jede Hilfe bei dieser fisseligen Arbeit war die Tante sehr dankbar. Ihre Schwester war ihr somit stets willkommen. Die Kinder ergaben sich den erregenden Freuden ländlichen Lebens: Baden gehen im ziemlich kühlen Bober, mit den Eseln kuscheln, die Hühner scheuchen ...

WELT-LÄUFIGKEIT Weitere Entfernungen haben wir nur dann zurückgelegt, wenn es um Besuche bei meinem Vater ging. Vor dem Krieg, um 1938 herum, nahm er an einem Fortbildungskurs in Dresden teil. Mutter und ich fuhren zu Besuch. Davon ist freilich bei mir keine Erinnerung geblieben. Anders steht es mit einer für damalige Verhältnisse sehr weiten Fahrt nach Krainburg. Inzwischen war auch mein Bruder Joachim mit von der Partie. Ostern 1944 brachen wir auf; erste Station war Wien. Dort übernachtete ich das erste Mal in einem nach meinen Vorstellungen unglaublich vornehmen Hotel. Zum Abendessen bestellte ich ein völlig unbekanntes Fleischgericht, das aber seltsamerweise unter den Desserts aufgeführt war: Palatschinken. Als er kam, bemerkte ich natürlich sofort den süßen Irrtum. Der Teig war unendlich zart und

zerschmolz auf der Zunge. Ich habe die Köstlichkeit nie vergessen, so aber auch nie mehr bekommen.

Über die steile Semmeringtrasse brachte uns die Bahn am folgenden Tag endlich in die schön gelegene ehemals jugoslawische Stadt. Für meine Eltern waren diese Ostertage ein gemischter Genuss. Ich machte mich an einem Morgen selbständig und durchstreifte die nahe Umgebung rund um unser Hotel, ganz allein, angetan mit der Uniform des Jungvolks, der untersten Stufe der nazistischen Jugendorganisation. Dort musste jeder Bub mit zehn Jahren Mitglied werden; für einen Beamtensohn war das noch zusätzlich unumgänglich. In der Stadt hingen riesige rote Plakate, in denen mit großen Lettern auf Deutsch und auf Slowenisch amtlich angezeigt wurde, dass für jeden deutschen Toten des letzten Partisanenüberfalls zehn Slowenen erschossen worden seien. Konnten sich die Titoisten nun nicht prächtig rächen durch ein Kidnapping? Ich begriff wohl nur halb, weshalb mich Vater und Mutter bei meiner Rückkehr so ungemein herzten und umarmten, als habe sich das Ostergeschehen nochmals vollzogen – an mir. Niemand hatte mich auch nur irgendwie beachtet bei meiner Expedition.

Eine andere Reise muss ich noch erwähnen. Aufgrund ihrer prekären Gesundheit ging meine Mutter 1943 oder 1944 auf Kur nach Hummelstadt (polnisch heute: Lewin Kłodzki), wunderhübsch in einem durch das Heuscheuergebirge gebildeten Kessel gelegen, der bereits zum Einzugsgebiet der Elbe rechnet. Wir Geschwister durften sie begleiten. In dem von Nonnen geleiteten Haus fühlten wir uns sehr wohl. Zu den Gästen gehörte auch eine Dame, mit der meine Mutter öfters ins Gespräch kam. Dabei stellte sich heraus, dass sie die Schwester des Oberfinanzpräsidenten von Breslau war, also des obersten Vorgesetzten meines Vaters. Meine Mutter klagte ihr Leid, dass sie fern vom Gatten leben, allein die Kinder erziehen und täglich mit einer Todesnachricht rechnen müsse. Sie rührte ihr Herz so, dass sie versprach, sich bei ihrem Bruder für eine Rückversetzung meines Vaters nach Breslau einzusetzen. Dieser solle ein entsprechendes Gesuch stilisieren. Das tat er unverzüglich. Die Akte gelangte auch ins Büro des Präsidenten. Der aber erlitt in der Nacht einen tödlichen Herzinfarkt. Auf seinem Schreibtisch fand man am Morgen ganz oben auf dem Stoß der zu erledigenden Akten das Gesuch Beinert. Es wäre seine erste Amtshandlung an jenem Tag gewesen, darüber zu befinden. Nun fiel die Bearbeitung an den Nachfolger, der selbstverständlich ablehnte – bestand doch auch kein gravierender objektiver Grund, anders zu handeln. Es bedarf keiner überbordenden Phantasie, um sich die

Trübsal der Familie vorzustellen. Erst geraume Zeit nachher ging uns auf, dass Gottes Vorsehung wohl auch hier am Wirken war. Wäre der Vater rückversetzt worden, wäre er unweigerlich 1945 zur „Verteidigung der Festung Breslau“ zwangsverpflichtet worden. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, dass er dabei gefallen oder in russische Gefangenschaft geraten wäre. So aber durfte er noch über zwei Jahrzehnte für die Seinen da sein.

Doch das ahnten wir damals selbstverständlich nicht. Für ein paar Augenblicke immerhin schien sich das Schicksal nach jenem Desaster doch noch günstig zu zeigen. Mein Vater bekam das Angebot, sich nach Auschwitz in Oberschlesien versetzen zu lassen. Das hätte zwar nach wie vor die Trennung von der Familie bedeutet, aber die räumliche Distanz zu ihr wäre erheblich geringer gewesen. Vor allem aber wäre der Vater der Partisanenbedrohung entgangen. Meine Mutter erzählte bei einem Kaffeebesuch dem Mann ihrer Freundin, der „Tante Magda“ (Kubina), von diesem Hoffnungsschimmer. Dieser, Angestellter bei der Justiz, fragte sie mit ungewöhnlichem Ernst: „Ist dein Josef ein harter Mann?“ – „Ach wo, er hat ein ganz zartes Gemüt“. – „Dann soll er um Himmels willen nie nach Auschwitz gehen“, beschwor sie ihr Gesprächspartner. Das wirkte so beschwörend, dass mein Vater daraufhin das Angebot verfallen ließ. Warum der Freund praktisch gewarnt hatte, das wussten die Eltern nicht. Auch in diesem Fall ging uns erst lange danach auf, wovor mein Vater mit dieser Entscheidung bewahrt geblieben war.

SCHULE IM KRIEG Wir sind schon lange bei meiner Schulzeit angekommen. Nach den Osterferien des Jahres 1939 betrat ich, versehen mit einer Schultüte größer als ich selber, zum ersten Mal eines der Klassenzimmer in der Pestalozzischule am Lehmdamm zu Breslau. Sie steht noch immer und ist ein sehr großer Backsteinbau mit einem wunderbaren Schulhof. Die schüchternen ABC-Schützen empfing der Lehrer Pabsch. Er war ein ziemlich kleines, zartgebautes Männlein, nicht viel größer als anderthalb Meter, besaß aber eine natürliche Autorität und eine geradezu väterliche Liebe zu seinen Schülern. Erst danach ist mir bewusst geworden, welche Chance es bedeutete, die ganze Grundschulzeit, vier Jahre lang gerade diesen Erzieher haben zu dürfen. Er war Mitglied des franziskanischen Dritten Ordens und von echter Frömmigkeit geformt, ein natürlicher Gegner der Nazis, wenn auch gezwungen, im breiten braunen Strom mitzuschwimmen. Auch meine Eltern fassten schnell dankbares Vertrauen

zu dieser Pädagogenpersönlichkeit. Sie luden ihn zusammen mit dem Pfarrer von St. Michael, von dem bald zu reden sein wird, zweimal im Jahr zum Abendessen ein. Bei diesen Gelegenheiten bot der Vater den Herren eine teure Zigarre an und rauchte mit ihnen, allerdings nur die halbe Zigarre. Die andere Hälfte kam dann beim nächsten Treffen dran. Andere Rauchwaren gab es nicht im Hause. So blieb ich vor entsprechenden Versuchungen bewahrt und bin zeitlebens mühelos Nichtraucher geblieben.

Herr Lehrer Pabsch, wie wir sagen mussten, verstand es ungeachtet aller Sanftmut, im gegebenen Fall seine Würde mit einem Rohrstock zu unterstreichen. Meine Schulbank war im großen Klassenzimmer ganz vorne links. Ganz hinten rechts, also über die Diagonale entfernt, saß ein Junge, der Weinert hieß, fast so wie ich. Eines unerfreulichen Tages verging er sich in irgendeiner Weise gegen die rechte Ordnung, sodass nach damaligem Reglement etliche Tatzen auf die Hand fällig waren. Herr Pabsch unterstrich die rechte Ordnung so nachdrücklich, dass der Stock entzweibrach und die eine Hälfte mir, über den ganzen Klassenraum pfeifend, auf den Kopf fiel. Ich hatte selber nie Anlass zu solcher Unterstreichung der Werte gegeben, kam aber auf diesem Umweg dennoch in den Genuss der alten Schuldisziplin des Verhautwerdens, mehr oder weniger wenigstens.

Am 1. September des gleichen Jahres 1939, einem Freitag, begann der Zweite Weltkrieg. Ich war ziemlich zeitig aufgestanden und hatte unseren kleinen „Volksempfänger“ angeschaltet. Mit ernster Stimme ließ sich gerade der Nachrichtensprecher vernehmen: „Ab fünf Uhr wird zurückgeschossen“. Natürlich ging mir das Gewicht dieses Satzes nicht wirklich auf, aber eine schlimme ahnungsvolle Beklemmung erfasste mich gleichwohl. Es ging los mit dem Polenfeldzug, aus dem sich bald das große Völkergemetzel entwickelte. Früher als viele andere bekamen die Schüler der Pestalozzi-Schule die ersten Auswirkungen des Krieges zu spüren. Das weitläufige Gebäude, der für Aufmärsche hervorragend geeignete Hof stachen dem Oberkommando der Wehrmacht in die Augen. Der deutsche Generalstab beschlagnahmte den ganzen Komplex. Die Kinder wurden kurzerhand in die nächstgelegene Schule umquartiert. Wir hatten nun stets nachmittags dort in der Fürstenschule Unterricht. An heißen Sommertagen war es eine harte Strapaze, den nun doppelt so langen Schulweg zu bewältigen. Man braucht kaum beizufügen, dass natürlich auch die Lernkapazität an solchen sonnendurchglühten Nachmittagen nicht eben besonders groß war. So gehörten wir ABC-Schützen zu den ersten Kollateralschäden des Krieges.

Nach der vierten Grundschulklasse, im Herbst 1943, wechselte ich auf das humanistische „Staatliche St. Matthiasgymnasium“. Nicht von ungefähr hatten meine Eltern gerade diese in Schlesien hochberühmte Lehranstalt aus den zahlreichen gleichfalls sehr renommierten Breslauer Gymnasien ausgesucht. Das Gebäude gehörte ursprünglich den Prager „Kreuzherren mit dem Roten Stern“, die dort ein bis auf die Piastenherzöge zurückgehendes Pflegestift, das Matthiaskloster, unterhielten. Im Rahmen der Gegenreformation holten sie heimlich zwei Jesuiten von der Moldau an die Oder, die 1638 als Gegengewicht zu den evangelischen höheren Lehranstalten von St. Elisabeth und St. Maria-Magdalena ein dezidiert katholisches Gymnasium und eine Universität gründen wollten. Mit 12 Schülern begannen sie im Matthiaskloster den Unterricht. Eine kleine theologische Fakultät entstand, aus der 1702 die Breslauer Leopoldinische Universität herauswuchs, die ihrerseits wiederum Keimzelle der nachmaligen Fridrich-Wilhelm-Universität wurde. Schon von der Geschichte her war das Matthiasgymnasium die katholische Schule in Schlesien schlechthin. Es hatte nachmalig berühmte Landsleute ausgebildet. An der Spitze ist Joseph von Eichendorff, Dichter des köstlichen „Taugenichts“, zu nennen, der zusammen mit seinem Bruder Wilhelm dort studierte. In die Geschichte haben sich eingeschrieben der General Friedrich Wilhelm von Steuben, der Kirchenkomponist Josef Ignaz Schnabel, Kapellmeister am Hohen Dom, der Kirchenhistoriker Josef Wittig, eines der zahlreichen Opfer des Antimodernismusfeldzugs der katholischen Kirche. Auch der nachmalige Sozialist Ferdinand von Lassalle war zeitweise Matthesianer. Die prächtigen Gebäude des einstigen Klosters mit wundervollem Treppenhaus und aufwändiger Prälatur überstanden Bomben und Artillerie einigermassen glimpflich. Die Polen verlegten nach dem Krieg die einst in Lemberg ansässige Bibliothek „Ossolineum“ dorthin. So blieb der Komplex mit wechselnden Akzenten, aber grundsätzlich unverändert ein Ort von Geist und Kultur bis zur Stunde.

Die ausgesprochen bekennd katholische Lehrerschaft von St. Matthias kam nach 1933 bald in Kollision mit der neuen Herrschaft. Unter Leitung von Oberstudiendirektor Dr. Karl Atzert wehrte sie sich, lange mit Erfolg, dagegen, die Kreuze in den Klassenzimmern abzuhängen. In der Abiturklasse 1943 kam es dann doch zu offenem Protest gegen die Staatsmacht. Er kostete den Schulleiter den Posten. Der kleine Erstklässler von der Kospothstraße bekam von alledem selbstredend kaum etwas mit. Viel eindrucksvoller war ein anderes Erlebnis. Am ersten Schultag fand eine feierliche Eröffnungszeremonie in der barocken Aula statt. Die